



Illustriertes belletristisches Unterhaltungsblatt.

Wöchentliche Beilage zu über hundert angesehenen deutschen Zeitungen. * 30. Jahrg.

Expedition und Annoncen-Aannahme: Charlottenburg bei Berlin, Berlinerstr. 40. (Auch durch alle größeren Annoncen-Bureaus.)

Die Franzosenuhr.

Ein Kiegsroman von Alwin Römer.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Ja, der Dr. Belette klagt auch schon darüber! Sie vernachlässigt ihre Landsleute zugunsten der Deutschen!“ bemerkte sie darauf. „Ich fand es abscheulich von ihm, so etwas zu verbreiten. Aber es scheint doch . . .“

„Belette ist ein Schwäger!“ fiel ihr der Neffe unmutig ins Wort. „Aber er hat einen großen Einfluß in der Stadt. In allen Versammlungen soll er mit Beifall empfangen werden. Die Leute folgen ihm blind!“ — „Dann soll er sie in die Schlacht führen! Mit Redensarten treiben wir den Gegner nicht wieder über die Grenze!“ entgegnete Fernier mit verächtlichem Spott. „Aber es ist gut, daß du mir das mitgeteilt hast! Madelon wird erkennen, was sie angerichtet mit ihren Gefühlsduseln eien!“ Während die ängstlich gewordene Frau Dubigenau am Neujahrmorgen allerlei unsichtige Vorbereitungen für ihre Abreise betrieb, erschien Madelon zu einem kurzen Glückwunschesbesuch. Der Onkel, der bis zur letzten Stunde auszuhalten beschlossen hatte, so unnützlich und gefährlich das Tante Cecilie auch fand, rief das junge Mädchen mit einer finsternen Wichtigkeit in sein Arbeitszimmer.

„Du hast dich mißliebig gemacht im Lazarett, meine liebe Madelon!“ begann er vorwurfsvoll und schritt in dem großen, mit Eichenholzgerät ausgestatteten, künstlich durch Vorhänge in Dämmer getauchten Raum auf und nieder wie ein ruheloser Eisbär in seinem Käfig.



Zum Besuch des Königs von Bayern im Großen Hauptquartier.
Von links nach rechts: Feldmarschall v. Hindenburg, Kaiser Wilhelm, Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg, König Ludwig von Bayern, General Ludendorff, Admiral v. Holzkendorff.

„Sagt das Dr. Ferrand?“ fragte sie bestürzt. — „Nein. Jemand anders hat es mir angedeutet!“ wich er aus. Sie atmete erleichtert auf und blätterte gelassen in einer der Bilderzeitschriften, die auf dem langen Büchertische lagen, während er fortfuhr: „Das darf sich nicht auswaschen, mein Kind. Ich als dein Vormund habe darüber zu wachen. Zudem tut dir eine Ausspannung not. Du solltest deshalb Tante Cecilie auf einige Zeit nach Paris begleiten!“ —

„Ich denke nicht daran, Onkel!“ widersprach sie fest. Seine strengen grauen Augen blinnten sie an. Aber sie ließ sich davon nicht einschüchtern.

„Dr. Ferrand ist zum großen Teil auf mich angewiesen. Er hat viel zu wenig Personal. Da darf ich nicht fahnenflüchtig werden. Oder er müßte mir von selber den Laufpaß geben!“

„Sei nicht töricht!“ warnte er sie erzürnt durch ihren Widerspruch. „Das Volk hier wird mit jedem Tage nervöser. Man wittert das nahe Unheil und sucht unwillkürlich nach Verrätern. Du hattest eine deutsche Mutter. Man hat das nicht vergessen. Und ob du auch noch eine so gute Französin geworden bist, man könnte in einem Augenblick sinnverwirrender Angst es dich entgelten lassen! Darum . . .“

Sie schüttelte energisch den Kopf und sagte entschlossen: „Ich bleibe, bis Dr. Ferrand es anders bestimmt!“ — „Du bist ein Trozkopf! Gut, ich werde mit Dr. Ferrand reden!“

rief er wütend. „Geh jetzt!“ Aber Madelon hob den Kopf und erklärte: „Noch nicht, wenn du eine Minute für mich übrig hast!“

„Um was handelst es sich?“

„Um eine Nachricht, brieflich oder telegraphisch, die dir in diesen Tagen über Lausanne oder Genf oder vielleicht aus Bern von Clervals aus zugehen wird . . .“

„Was für eine Nachricht?“

„Ein Unschuldsbeweis für den verwundeten deutschen Offizier, den eine unselige Verletzung von Zufällen vor das Kriegsgericht gebracht hat!“

„Madelon!“ schrie er fassungslos. „Du wagst es, hinter meinem Rücken . . .?“

„Hinter deinem Rücken?“ fiel sie ihm mutig ins Wort. „Würde ich dann jetzt hier vor dir stehen?“

„Wenn das eine Menschenseele erfährt, bist du geliefert!“ leuchte er.

„Auch wenn meine Erkundigungen ergeben, daß eure Anklage in nichts zusammenfällt, Onkel Duvigneau?“ fragte sie scharf.

„Ganz gleich! Ganz gleich!“ eiferte er in überprudelnder Entrüstung. „Es bleibt Konspiration mit dem Feinde! Verrat!“

„Das verstehe ich nicht!“ widersprach sie voll edler Kühnheit, die Onkel Duvigneau nur noch mehr aus der Fassung brachte. „Gerechtigkeit erhöht ein Volk! hat man mich aus der Bibel gelehrt. Wenn das, was ihr da betreibt Frankreichs Gerechtigkeit darstellt . . .“

„Schweig, du unglaubliches Frauenzimmer!“ tobte der Gerichtsrat und spähte nach der Thür. „Sie steinigen dich, wenn sie's erfahren, was für Keußerungen du dir erlaubst! . . .“

Sie zuckte gelassen die Schultern. Es war ihr so wohl zumute, wie lange nicht.

„Im übrigen“, fuhr er mit fieberndem Hohne fort, „glaube ich nicht an einen Erfolg dieser deiner eingeleiteten Erkundigungen. Der Angellagte hat dir mit sentimentalen Lügen den Kopf verdreht, um durch deine willigen Nachschafften Zeit zu gewinnen. Aber wir werden heute morgen das Zeugnis von Fräulein Yvette Spechtlin aus Monbeliard erhalten. Es ist die einzig noch lebende nähere Anverwandte des beraubten Unteroffiziers. Sie hat nicht die geringste Nachricht von ihrem Bruder. Bei der Verhandlung wird sie persönlich erscheinen. Die Tatsache dürfte genügen!“

„Mir nicht!“ erklärte sie fest.

Da überwältigte ihn der Grimm. Er war so gar nicht an Widersprüche gewöhnt, daß es ein Wunder schien, ihn erst jetzt explodieren zu sehen.

In bebendem Zorn schritt er zur Thür und öffnete sie weit. Eine herrische Handbewegung wies sie über die Schwelle.

Sie ging, ohne Tante Cecile noch einmal aufzusuchen . . .

„Was ist Ihnen, Schwester Madelon?“ forschte Dr. Ferrand sie aus und trommelte unruhig gegen seine linke Schläfe.

„Ich hatte einen Streit mit meinem Onkel. Er will mich forthaben. Nach Paris!“

„Und sie haben sich dagegen aufgelehnt? Bravo! Ich kann Sie in den nächsten Wochen am allerwenigsten entbehren! Wir werden unser Bazarrett sehr bald verlegen müssen. Wie soll ich das schaffen mit den paar Leuten?“ entgegnete er besorgt.

„Und Sie bleiben fest, auch wenn Onkel Duvigneau Sie umstimmen will?“

„Aber selbstverständlich!“ versprach er ihr und nickte ihr wie ein älterer Kamerad dankbar zu.

Tante Cecile war allein abgereist am zweiten Neujahrstage. Dr. Ferrand hatte Wort gehalten trotz aller Bedenklichkeiten des erregten Gerichtsrats, der schließlich den viel in Anspruch genommenen Nessen, George Fermier, beauftragte, das eigensinnige Mädchen zur Vernunft zu bringen.

Der Auftrag kam dem Hauptmann nicht ungelegen, so schwer und lange der Dienst ihn auch beschäftigte, so hart auch der eiserne Gang der Geschicknisse in dem kleineren Kreis seines Wirkens auf ihn lastete. Er hatte vergeblich auf eine einlenkende Antwort von seiner schönen Kousine gewartet. Ihr Trost, den er anfänglich mit stolzer Nichtachtung bestrafen wollte, fing

an, ihn zu bekümmern. Und das machte ihn unsicher in seinen dienstlichen Beschlüssen, jetzt, wo es darauf ankam, keine Sekunde um die richtige Entscheidung zu verlieren.

Er gönnte sich eine kurze Ruhepause. Mit gutem Gewissen. Zwölf Stunden war er ununterbrochen auf den Füßen gewesen. Gestieft und gespornt hatte er im Morgengrauen eine Stunde auf seinem Bette gelegen und wieder an seinen Reservetruppen gearbeitet, die zwar schon einmal im Feuer gewesen, aber doch nur notdürftig ausgebildet waren und dringend der Schulung bedurften.

Man würde ihm im Bazarrett ein einfaches Frühstück nicht vorenthalten. Dabei konnte er Madelon in der vom Onkel angedeuteten Weise ins Gewissen reden. Und wie sie sich endgültig zu ihm stellte, würde er auch erfahren.

Madelon erschrak ein wenig, als Coignard ihr mitteilte, daß der Hauptmann Fermier im Schwesternzimmer auf sie warte. Ihr Herz war bedrückt. Man hatte ihr vor einer Stunde den Zutritt zu ihrem Schützling im Stadtgefängnis barsch verweigert, trotzdem sie mit einem Ausweis und im Auftrage Ferrands erschienen war. Nur noch mit einem Erlaubnißschein des Generals Lancret durfte jemand die Zelle des Deutschen betreten. Sie ahnte, daß der hämische Dr. Belette da seine Hand im Spiele gehabt hatte und war verstimmt zurückgekommen von dem vergeblichen Gange.

Dr. Ferrand hatte gewettert. Auch der Gerichtstermin war seiner Meinung nach eine unsinnige Ueberstürzung. In dessen begnügte er sich mit dem Vorsatz, nach Tische selbst nach dem Rechten zu sehen. In der nächsten Minute schon strömten andere Anforderungen auf ihn ein. Und Madelon hatte nicht den Mut, diesem in seinem Amt peinlich gerechten, aber in seinem Deutschenhaß nicht minder befangenen Manne ihr Vertrauen zu schenken.

Dazu kam, daß aus der Schweiz an sie keine Zeile gelangt war. Sie fürchtete, auch an den Onkel nicht. Und morgen sollte das Kriegsgericht tagen! Da war George ihr nun doch nicht ganz unwillkommen.

Er saß bei einer Tasse Fleischbrühe und ein paar belegten Brotschnitten und spülte die hastig zerkaute Bissen mit dem heißen Trank freudlos hinunter. Ohne viel Umschweife ging er auf sein Ziel los.

„Ich habe mit Onkel Duvigneau gesprochen“, begann er und sah ihr fest in das merklich schmalere und ein wenig grau gewordene Antlitz. „Du weigerst dich, hier wegzugehen, obwohl es sein Wille ist und nur klug wäre!“

„Ich gehe mit Dr. Ferrand!“ antwortete sie ruhig. „Onkel weiß das! Er hält ja auch aus. Pflicht ist Pflicht!“

„Ist es nur die Pflicht, die dich hier hält, Madelon?“ fragte er forschend, „der, dem du glaubst helfen zu können, ist von der Außenwelt völlig abgeschlossen. Auch für dich ist er nicht mehr erreichbar!“

„Ich weiß es!“ sagte sie bekümmert. „Aber wenn eine Nachricht eintrifft . . .“

„So wird sie auch ohne deine Anwesenheit dem Gericht zur Kenntnis gelangen!“

„Bist du dessen so sicher?“ fragte sie bitter. „Ich traue euch allen nicht mehr!“

„Auch mir nicht, Madelon? . . . Ich habe Tag um Tag auf eine Postschaff von dir gewartet; denn du weißt es, daß ich dich liebe und nicht von dir lassen kann!“ rief er leidenschaftlich.

Sie lächelte schmerzlich.

„Mir ist so wirr im Kopfe, George, daß ich nicht aus noch ein weiß! . . . Ihr seid besorgt um mich, wollt mich in Sicherheit wissen: ich finde es so gleichgültig, jetzt an sich selbst zu denken. Mein Leben gilt mir nichts. Es ist nicht besser als das eines jungen Freiwilligen, der es jeden Tag zu opfern bereit ist!“

„Und warum kümmerst dich dann der fremde Offizier?“

„Da fragst du noch? Wächtest du in Schande sterben?“

„Er ist ein Feind!“

„Für dich! Nicht für mich!“

„Seine Wunde ist geheilt!“

„Ferrand ist anderer Ansicht! Aber selbst, wenn sie es wäre: mein Feind darf er nicht sein!“

„Was soll das heißen, Madelon?“

„Daß ich nicht nur eine deutsche Mutter, sondern auch einen deutschen Vater hatte!“

„Du bist nicht bei Sinnen, Madelon! Dein Vater war ein gut französischer Elsäßer!“

Sie schüttelte den Kopf.
„Er fühlte und dachte deutsch!“ sagte sie überzeugt. „Ich habe das Zeugnis eines verwundeten Gebweilers dafür!“

„Und selbst wenn dies wahr wäre: was ändert es an deinen Anschauungen und Gefühlen? Du bist dem Geiste nach ein Kind unseres schönen Landes! Vergiß, was vielleicht einmal gewesen ist!“

„Das kann ich nicht! Und will es auch nicht! Ich habe unwissend unrecht getan. Aber seitdem mir die Augen aufgegangen sind . . .“

„Er ließ sie nicht ausreden.
„Abtrünnig!“ schrie er mit heißen, trauernden Augen. „Verräterin! Weißt du, daß uns das auf ewig scheidet? Weißt du, daß ich dich auf der Stelle der Behörde überliefern muß?“

„Tu, was du nicht lassen kannst!“ entgegenete sie unerschrocken. „Ich bin mir keiner Schuld bewußt und habe nichts getan, was das Licht des Tages zu scheuen hätte. Dr. Ferrand wird gerechter sein als du, der nicht einmal so viel Ritterlichkeit aufbringen kann, für einen ehrenhaften Gegner Zeugnis abzulegen, um eine niedrige Anklage entkräften zu helfen!“

„Es lag in deiner Hand! Ich wollte es ja!“ wehrte er sich betroffen.

„Du setzest einen Preis dafür, George. Es war häßlich, nun ist der Preis gar für dich wertlos geworden . . .“

„Das ist er nicht! . . . Du mußt nur erst wieder von deiner Torheit geheilt sein!“ brauste er auf.

„Nenne nicht Torheit, was mir innerstes, heiligstes Gefühl ist! Mir ist wie einem Kinde zumute, das sich im Felde verirrt hat und auf unbekannter Weghöhe den heimatischen Kirchturm erblickt!“

„Phantastische Uberschwenglichkeiten!“ höhnte er. Da klang ein Trompetensignal von fern auf, hell und voll Latfreude, bis es bei der Schluffigur müßig entgleiste.

Er sprang auf und griff nach seinem Käppi.
„Ich muß fort. Morgen sehen wir uns wieder! Lebe wohl!“

„Gott behüte dich, George!“ sagte sie herzlich.
„Und dir sende er Einsicht!“ flog es ihm über die Rippen. Es war ein bitteres Scheidewort . . .“

Von innerer Unruhe verzehrt, ging Madelon aufs neue an ihre Pflichten. Heimlich spähte sie zwischendurch nach den Postboten, die sich manchmal auf der Straße zeigten. Es fand sich keiner, der für sie etwas gehabt hätte.

Spät in der Nacht kamen die Truppen zurück, nachdem ganze Karawanen von Verwundeten vorausgeschickt worden waren. Hart und unfroh schallte ihr Tritt durch die Straßen.

„Die Lage ist unsicher geworden,“ bemerkte Dr. Ferrand, der mit einem Stabsoffizier gesprochen hatte. „Wir lassen morgen den ersten Transport nach Meaux abgehen. Uebermorgen folgen wir mit dem Rest!“

„Und was geschieht mit den Deutschen?“ fragte herzlos Schwäger Madelon und wagte nicht aufzusehen.

„Es sind ja nicht viel!“ meinte Ferrand. „Die den Trans-

port nicht vertragen, lassen wir hier! . . . Ueber den Leutnant tagt morgen das Kriegsgericht!“

„Ist er bei Kräften?“
Ihre Stimme zitterte und Ferrand wurde aufmerksam und schüttelte den Kopf mit dem halbkalten Schädel.

„Er wird nicht mehr viel nötig haben!“ sagte er in seiner knappen Art. „Jeder neue Tag verschärft die Lage und erhöht den Haß. Die Engländer haben wieder ein Linien Schiff verloren. Ein Unterseeboot hat den „Formidable“ torpediert und zum Sinken gebracht. In den Argonnen verlieren wir Land trotz aller Gegenmeldungen. Die Richter werden nicht viel Gnade walten lassen!“

„Aber das ist ja . . . Wenn er nun unschuldig wäre?“ stammelte sie.

Dr. Ferrand hob bedauernd die Achseln und zeigte sein ernstestes Gesicht.

„Es müssen so viele unschuldig sterben in diesem grauenvollen Kriege. Auch von den Unseren!“ murmelte er und versügte sich in sein Zimmer, um für morgen seinen Plan zu entwerfen.
(Fortsetzung folgt.)



Vor Kälte ist die Luft erstarrt,
Es fracht der Schnee von meinen Tritten,
Es dampft mein Hauch, es flirrt mein Bart;
Nur fort, nur immer fortgeschritten!

Wie feierlich die Gegend schweigt:
Der Mond bescheint die alten Fichten,
Die, sehnstuchsvoll zum Tod geneigt,
Den Zweig zurück zur Erde richten.

Frost, friere mir ins Herz hinein,
Tief in das heißbewegte, wildel
Daß einmal Ruh' mag drinnen sein,
Wie hier im nächtlichen Gesilde! Zitf. Konau.

Soldatenheim-Arbeit unter dem Feuer russischer Geschütze.

Nun bin ich mit unserem Heim da, wo mich meine Wünsche immer schon hingezogen haben, an der Front. Alles um mich her deutet darauf hin. Hier ist nicht mehr Etappe — hier ist Front — ja, noch mehr, hier ist der Krieg. — An den Uebergängen die Tafeln: Wer weiter geht, wird erschossen! — Abends auf den Straßen Posten mit aufgestellten Seitengewehr. „Halt, wer da?“ und schonrecken sich zwei Gewehre dem Passanten entgegen. Das Feldgeschrei und die Parole werden ausgetauscht. Von meinem Fenster aus sehe ich weit hinüber, und dort, wo der Wald beginnt, da liegt der Feind. Eines Tages besuchte er uns auch. Ein Flieger kam herüber. Tack-Tack-Tack — begrüßten ihn die Maschinengewehre. — Wum-wum-wum — antworteten die Abwehrgeschütze. In kühnem Fluge kam er über uns daher und dann frachtete es, daß alle Scheiben klirrten und das Trommelfell dröhnte, eine Bombe, zwei, drei, und noch eine. Leider wurde er nicht heruntergeholt. — Aber es kam noch anders. An einem prächtigen, sonnigen Herbstnachmittag — pfeift es über mir, und gleich danach folgt ein gewaltiger Krach. Die Russen beschließen uns! Zunächst glaubt keiner — als dann aber Schuß auf Schuß rechts und links vor uns und hinter uns losgeht, da wußten wir Bescheid. Also runter in unsern bombensicheren Keller. Mächtige Hände, gewölbte Decken und starke Pfeiler, da kommt so leicht nichts durch. — Unsere Artillerie blieb die Antwort nicht schuldig. Sobald das Ziel feststand, gab's die Quittung, und es dauerte nicht lange,

dann schwiegen drüben die Geschütze. Am nächsten Tage artilleristisches Fliegerschiesen! Unser Doppeldecker hoch in den Lüften. Hinüber, den Russen Besuch abgestattet! Wumm! die erste — Wumm — die zweite Bombe fällt! Schwarze Rauchsäulen zeigen genau die Einschlagstellen. Er kehrt um — holt sich von der Beobachtung Informationen und fährt wieder zu den russischen Stellungen. Dies wiederholt er so 15—20 mal. Die so schön nebeneinander aufgebauten Bomben werden ihre Wirkung nicht verfehlt haben. — Vor kurzem gabs wieder Artilleriefeuer von unserer Seite, so wie wir es nach nicht gehört hatten, die Russen antworten mit sämtlichen Batterien immer salbenweise. Granaten und Schrapnells plagen. Dann schwieg die Artillerie. Man hörte Infanteriegewehre knattern. Wir wußten Bescheid. Unsere Feldgrauen waren an der Arbeit, die drei Stützpunkte der Russen sollten genommen werden. Und was befohlen, wird auch ausgeführt. Selbstverständlich wurden sie alle drei genommen, vernichtet und gesprengt. Zwei Minenwerfer, ein Maschinengewehr und fünf Gefangene waren die Beute. Auf unserer Seite nur drei Leichtverwundete.

So erhielten wir und unser Soldatenheim die Feuertaufe. Geschadet hat uns die Schießerei nichts. Wir blieben alle verschont. Seitdem wir aber unter russischem Artilleriefeuer gestanden, ist uns der Platz und die Arbeit im Heim noch einmal so lieb, und unsere Soldaten danken uns den Dienst durch sehr regen Besuch. G. v.

